

Leseprobe aus:

Angela Saini
Die Patriarchen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 hanserblau in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

hanserblau

hanserblau

ANGELA SAINI

Die Patriarchen

AUF DER SUCHE NACH
DEM URSPRUNG
MÄNNLICHER HERRSCHAFT

Aus dem Englischen
von SGL

hanserblau

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel *The Patriarchs:
The Origins of Inequality* bei Beacon Press in Boston, Massachusetts.

Die englische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel *The Patriarchs:
How Men Came to Rule* bei 4th Estate in London.

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27674-1

© 2023 by Angela Saini

This translation of »The Patriarchs« is published
by arrangement with Angela Saini.

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:

© 2023 hanserblau in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Erscheint als Hörbuch bei RBmedia,

gelesen von Madeleine Coco Sanders

Umschlag: FAVORITBUERO, München

Redaktionelle Mitarbeit und zusätzliche

Recherche: Sita Bertram, Alexandra Hummel

Motiv: Shutterstock.com / © ded pixto

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

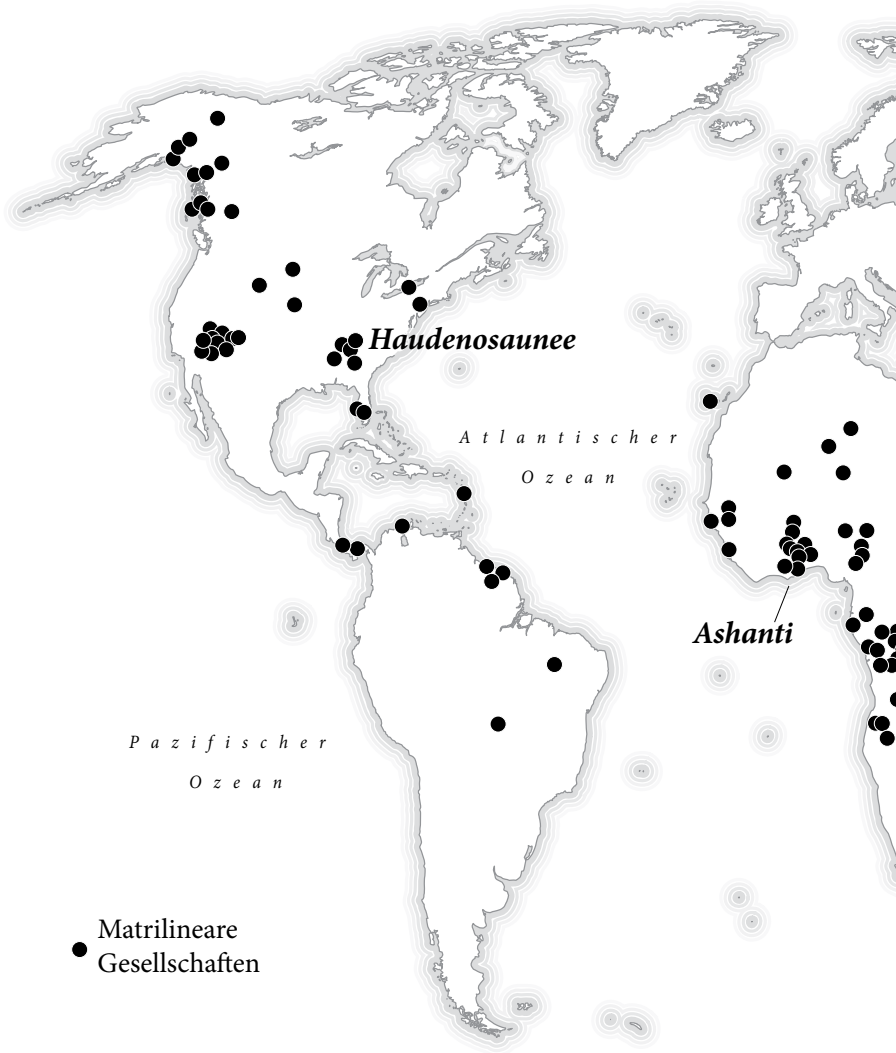


MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

INHALT

Karte der Mutterfolge	6
Einleitung	11
Kapitel 1 Herrschaft	21
Kapitel 2 Ausnahme	51
Kapitel 3 Ursprung	89
Kapitel 4 Zerstörung	127
Kapitel 5 Beschränkung	157
Kapitel 6 Entfremdung	197
Kapitel 7 Revolution	229
Kapitel 8 Verwandlung	267
Nachwort	307
Zeitraumen der im Buch erwähnten Ereignisse	311
Danksagung	315
Quellenverzeichnis	317

KARTE DER MUTTERFOLGE



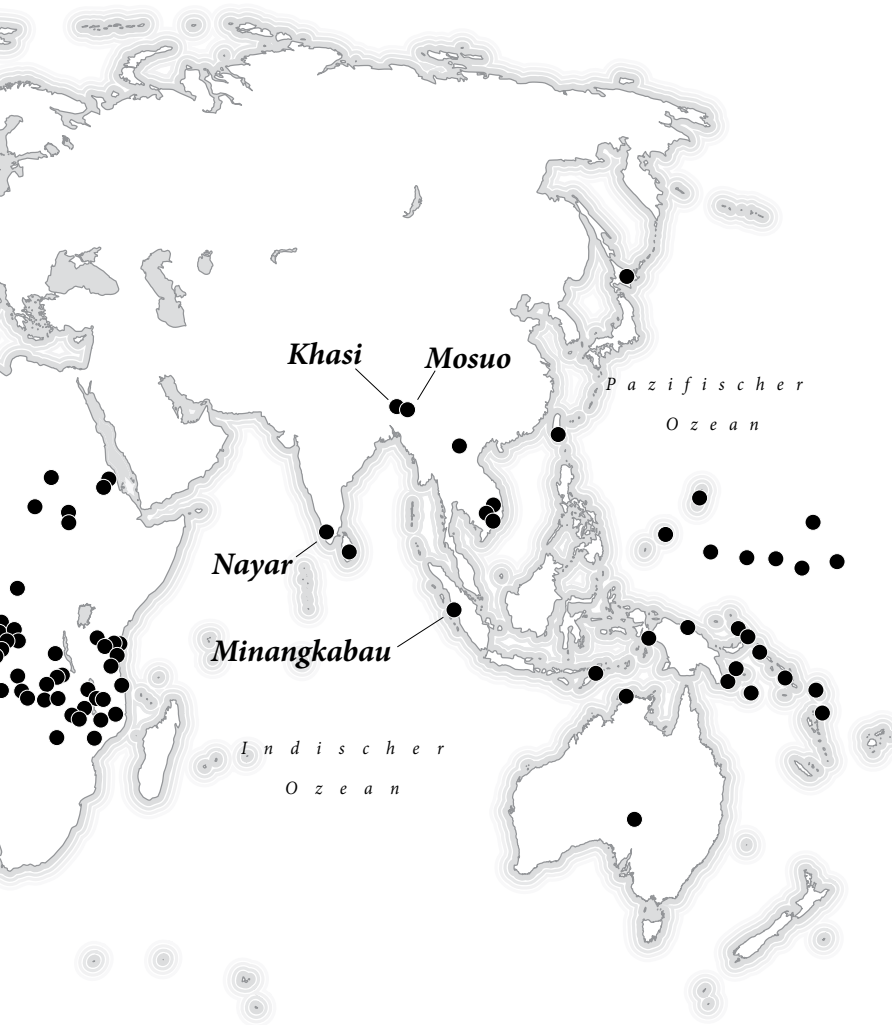


Illustration © Martin Brown basierend auf Abbildung 1 in: Surowiec, Alexandra, Snyder, Kate T. & Creanza, Nicole (2019). *A worldwide view of matriliney: using cross-cultural analyses to shed light on human kinship systems*. *Philosophical Transactions of the Royal Society B*, Bnd. 374, Nr. 1780, 2. September 2019.

*Als ich tötete, tat ich es mit der Wahrheit, nicht mit einem Messer ...
Es ist meine Wahrheit, die sie in Schrecken versetzt. Diese furcht-
bare Wahrheit gibt mir große Kraft. Sie schützt mich davor, Tod
oder Leben zu fürchten, Hunger oder Kälte oder Zerstörung. Es ist
diese furchtbare Wahrheit, die verhindert, dass ich die Brutalität
von Herrschern und Polizisten fürchte.*

Ich spucke auf euch. Eine Frau am Punkt Null von Nawal El Saadawi,
geschrieben 1975, 1994 auf Deutsch erschienen

EINLEITUNG

Während ich dieses Buch schrieb, haben mich Bilder von Göttinnen beschäftigt. Es gibt besonders eines, zu dem ich immer wieder zurückkehre.

Dabei handelt es sich um eine weitverbreitete indische Lithografie, die vor etwas mehr als einem Jahrhundert entstand. Kali, die Dämonentöterin, Symbol des Todes und der Zeit, fordert uns auf, das von ihr angerichtete Blutbad zu betrachten. Ihre Augen sind aufgerissen und ihre Zunge gebleckt, ihre blaue Haut leuchtet auf dem Papier. Gewelltes schwarzes Haar fällt ihr bis zur Taille, auf der sie einen Rock aus körperlosen Armen trägt. Abgeschlagene Köpfe sind wie ein Blumenkranz um ihren Hals geschlungen. In einer Hand hält sie ein Schwert, in der zweiten den Kopf eines Dämons, in einer dritten einen Teller, um sein tropfendes Blut aufzufangen, und die vierte Hand deutet ausgestreckt auf die blutige Szene um sie herum.

Altindische Göttinnen und Götter erscheinen oft grenzüberschreitend, wie aus anderen Universen herbeigerufen. In der Zeit des Britischen Weltreichs fürchteten die britischen Behörden und die christlichen Missionare in Indien Kali so sehr, dass nationalistische Revolutionär:innen sie als Symbol gegen die Kolonialherrschaft erkoren. Es gibt Darstellungen, in denen sie Leichen als Ohrringe trägt, ganze Körper, die durch ihre Ohrläppchen gefädelt sind. »Was für ein schreckliches Bild«, schrieb eine Engländerin 1928 in einem von der Bible Churchmen's Missionary Society veröffentlichten Traktat. »Und diese unzivilisierte wilde Gottheit nennen sie die sanfte Mutter!«

Das Widersprüchliche an Kali ist, dass sie eine göttliche Mutter ist, die jede moderne Annahme über Weiblichkeit und Macht infrage stellt. Ob als Spiegelbild der Menschheit oder eine Umkehrung davon,

die Tatsache, dass sie überhaupt erdacht wurde, bleibt erstaunlich. Im 21. Jahrhundert bezeichnen Frauenrechtlerinnen von Neu-Delhi bis New York sie als die »feministische Ikone, die wir heute brauchen«. In Kali können wir immer noch unser Potenzial erkennen, die soziale Ordnung zu zerstören. Wir können uns die übermächtige Wut im Herzen der Unterdrückten vorstellen. Wir können uns sogar fragen, ob das die Köpfe der Patriarchen unserer Geschichte sind, die sie um den Hals trägt.

Das ist die Macht, die unsere Vergangenheit auf uns ausübt. Warum muss uns im 21. Jahrhundert eine Figur aus der antiken Geschichte unsere Macht, die Welt zu verändern, vor Augen führen? Was kann uns Kali schenken, das wir nicht in uns selbst finden können? Der Philosoph Kwame Anthony Appiah fragte einmal, warum einige von uns an eine gleichberechtigte Vergangenheit glauben müssen, um sich eine gleichberechtigte Zukunft vorstellen zu können. Diese Frage beschäftigt Historiker:innen, Wissenschaftler:innen, Anthropolog:innen, Archäolog:innen und Feminist:innen noch heute. Als Wissenschaftsjournalistin, die über Rassismus und Sexismus schreibt, denke auch ich oft darüber nach. Uns interessiert, wie unsere Gesellschaften so strukturiert wurden, wie sie es heute sind – und wie sie vorher waren. Wenn wir Kali sehen, versuchen wir, denke ich, nach der Idee zu greifen, dass es eine Zeit gab, in der Männer nicht herrschten, eine verlorene Welt, in der Weiblichkeit und Männlichkeit nicht das bedeuteten, was sie heute bedeuten.

Dieser Wunsch nach einem historischen Vergleich sagt uns noch etwas anderes. Er deutet darauf hin, wie hoffnungslos sich unser Leben manchmal anfühlen kann. Das Wort, mit dem wir heute die Unterdrückung von Frauen beschreiben – »Patriarchat« – ist niederschmetternd und allumfassend und schließt jeglichen Missbrauch und jegliche ungerechte Behandlung von Frauen und Mädchen auf der ganzen Welt ein, von häuslicher Gewalt und Vergewaltigung bis hin zum Lohngefälle zwischen Männern und Frauen und der Doppelmoral, mit der sie behandelt werden. Nimmt man all das zusammen, scheinen diese

Realitäten aufgrund ihres bloßen Ausmaßes und ihrer Tragweite außerhalb unserer Kontrolle zu liegen. Das Patriarchat beginnt wie eine riesige Verschwörung auszusehen, die bis weit in die Vergangenheit zurückreicht. Irgendetwas Schreckliches muss in dunkler Vorzeit geschehen sein, um uns dorthin zu führen, wo wir jetzt sind.

Wenn es nur so einfach wäre.

* * *

Seit Langem bemühen sich Menschen, die Ursprünge des Patriarchats zu verstehen.

1680 verteidigte der englische Politiktheoretiker Sir Robert Filmer in *Patriarcha* das Gottesgnadentum der Monarchie mit dem Argument, der Staat sei wie eine Familie, mit Königen in der Rolle der Väter und ihren Untertanen als Kindern. Das königliche Staatsoberhaupt war der ultimative irdische Patriarch von Gottes Gnaden, dessen Handlungsmacht auf die Patriarchen der biblischen Zeit zurückging. In Filmers Vision des Universums – der Vision eines eigennützig Adeligen – war das Patriarchat naturgegeben. Es begann im Kleinen in der Familie, wo der Vater über seinen Haushalt herrschte, und endete im Großen, wo es sich in den Institutionen der Politik, des Rechts und der Religion widerspiegelte.

Mitte des 19. Jahrhunderts und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschäftigten sich Intellektuelle erneut mit der Frage, was das Patriarchat sei und wie es zustande gekommen sei. War es die umfassende Herrschaft aller Männer über alle Frauen, oder handelte es sich um etwas Spezifischeres? Ging es um Geschlecht, oder ging es um Arbeit? Wurde das Patriarchat vom Kapitalismus gestützt, oder war es unabhängig davon? Hatte es überhaupt eine Geschichte, oder war es ein universelles, von der menschlichen Natur bestimmtes Muster?

Robert Filmers These der Wiederholung des Kleinen im Großen überzeugte auch Jahrhunderte später noch. In *Sexus und Herrschaft*, einem klassischen Text der feministischen Theorie aus dem Jahr 1970,

definierte die US-amerikanische Aktivistin Kate Millett das Patriarchat als die Machtausübung älterer Männer auf jüngere Männer sowie die Machtausübung auf Frauen durch Männer im Allgemeinen. Man ging also weiterhin davon aus, dass die geschlechtsspezifische Macht, ausgehend vom Vater, vom Haus auf die Gemeinde und den Staat ausstrahle.

Es blieb jedoch die Frage, wie Männer überhaupt zu dieser Macht gekommen waren. 1979 stellte die britische Soziologin Veronica Beechey bei der Lektüre eines inzwischen reichhaltigen Kanons an feministischen Schriften über das Patriarchat fest, dass männliche Vorherrschaft häufig auf Sex und Fortpflanzung zurückgeführt wurde. Der pathologische Drang von Männern, die Körper von Frauen zu kontrollieren, wurde als Grund für die Unterdrückung von Frauen angesehen. »Doch«, so schrieb Beechey, »es wird nie deutlich, was dafür verantwortlich ist, dass Männer Frauen sexuell unterdrücken, geschweige denn welche spezifischen Merkmale bestimmter Gesellschaftsformen Männer in Machtpositionen gegenüber Frauen bringen«.

Laut Beechey wird jede universelle Theorie des Patriarchats dadurch erschwert, dass geschlechtsspezifische Ungleichheit und Unterdrückung nie für alle überall gleich waren. Die Göttin Kali stellt schließlich ein Symbol für weibliche Macht dar. Sie mag nur ein Mythos sein, aber sie hätte nicht eine derart große Anhänger:innenschaft, wenn wir nicht auch einen Teil von uns selbst in ihr erkennen würden.

In Indien, wo ich früher lebte, beschäftigen indische Frauen der Ober- und Mittelschicht oft sowohl männliche als auch weibliche Angestellte, die für sie kochen und putzen, und zwar für einen Hungerlohn. Ich war zweiundzwanzig und lebte allein, als zwei Männer für mich arbeiteten. Diejenigen am unteren Ende der Kastenhierarchie verrichten die schmutzigsten und am schlechtesten bezahlten Arbeiten, einschließlich der Entsorgung menschlicher und tierischer Abfälle und Ausscheidungen. Während des ersten Lockdowns im Jahr 2020, als ihre Angestellten nach Hause zurückkehrten und nicht arbeiten

konnten, sahen sich die wohlhabendsten Frauen des Landes plötzlich gezwungen, Hausarbeit zu verrichten – in einigen Fällen zum ersten Mal in ihrem Leben. Anfang 2021 begann eine Partei im indischen Bundesstaat Tamil Nadu eine politische Kampagne für die Zahlung eines Monatslohns an Hausfrauen.

Chandra Talpade Mohanty, eine Professorin für Frauenforschung, fragte einmal: »Wie kann man sich auf ›die‹ geschlechtliche Arbeitsteilung beziehen, wenn sich die tatsächliche Ausgestaltung dieser Arbeitsteilung von einer Umgebung zur nächsten und von einem historischen Zeitpunkt zum anderen radikal verändert?« Wenn einige grundlegende Aspekte der männlichen und weiblichen Natur Männern die Kontrolle über Frauen gäben und uns fein säuberlich in verschiedene Rollen aufteilten, würden wir erwarten, dass alle Menschen auf der ganzen Welt und im Laufe der Geschichte ähnliche Lebens- und Arbeitsmuster hätten.

Aber das ist natürlich nicht der Fall. Der niedrige Status einiger Frauen hat andere Frauen in derselben Gesellschaft nie daran gehindert, selbst enormen Reichtum oder Macht zu erlangen. Seitdem Menschen Aufzeichnungen hinterlassen, gab es Königinnen, Kaiserinnen, Pharaoninnen und mächtige Kriegerinnen. In den letzten zwei Jahrhunderten regierten Frauen länger als Männer über Großbritannien und Nordirland. Überall auf der Welt haben Frauen Sklav:innen und Diener:innen gehalten und tun dies auch heute noch. In manchen Kulturen werden Mütter priorisiert, und ihre Kinder gelten nicht als Teil des Haushalts ihrer jeweiligen Väter.

»Frauen verschiedener Klassen machen unterschiedliche historische Erfahrungen«, schrieb Gerda Lerner, eine der Begründerinnen der akademischen Frauengeschichte in den USA, die sich mit diesen Widersprüchen auseinandersetzte.

»Ja, Frauen sind Teil der Namenlosen in der Geschichte, aber sie sind auch Teil der herrschenden Elite und waren es schon immer. Sie werden unterdrückt, aber nicht auf dieselbe Weise wie rassifi-

zierte oder ethnische Gruppen, mit Ausnahme der Frauen, die zu diesen Gruppen gehören. Sie werden untergeordnet und ausgebeutet, aber nicht auf dieselbe Weise wie Menschen aus den unteren Gesellschaftsschichten, mit Ausnahme der Frauen, die diesen Schichten angehören.«

1989 schrieb die Rechtswissenschaftlerin Catharine MacKinnon über die Erkenntnis, dass der Feminismus bis auf wenige Ausnahmen »männliche Macht nicht als ein geordnetes, wenn auch gestörtes, Ganzes begriff. Der Feminismus begann auszusehen, wie eine Anklage epischen Ausmaßes auf der Suche nach einer These, einer epischen These, die noch aufgeschrieben werden muss.« Die Endprodukte männlicher Macht sind gut dokumentiert – in der höheren Anzahl von Männern in Führungspositionen, in der Bevorzugung von Söhnen in vielen Teilen der Welt, in den Statistiken zu sexualisierter Gewalt, in einer Erhebung nach der anderen – aber das allein ist noch keine Erklärung dafür, wie Männer überhaupt zur Herrschaft gelangten. »Das zu erklärende Thema – wie sich männliche Vorherrschaft entwickelt hat – wird quasi vorausgesetzt«, so MacKinnon.

»Soziale Macht wird nicht hinterfragt, sondern nur hingenommen.«

Wie wir tatsächlich zu diesem Moment gekommen sind, nimmt eine mythische Qualität an. Wenn Frauen stärker ausgebeutet wurden als Männer, so MacKinnon, dann wurde der Grund dafür in ihrem Charakter gesucht und nicht in ihrer materiellen Situation. Der Fehler liegt in uns, nicht außerhalb von uns. Selbst Karl Marx, der davon träumte, wie der Kommunismus die Klassenungleichheit abschaffen würde, sah die Ungleichheit der Geschlechter in biologischen Argumenten begründet. Diese Ungleichheit sei somit eine Ausnahme von anderen Formen der Unterdrückung, die eher auf biologischen Unterschieden beruhe als auf historischen Prozessen.

Eine Zeit lang vereinfachten die Bemühungen, eine universelle Grundlage für die Unterdrückung der Frau zu finden, die Realität bis zur Absurdität. Berichte über die Ursprünge des Patriarchats ende-

ten beispielsweise damit, dass Frauen einfach nicht in der Lage waren, sich der männlichen Vorherrschaft zu widersetzen. Frauen waren zu schwach, und Männer waren zu stark. In den anschaulichsten dieser Erzählungen kam der große Wendepunkt in der Frühgeschichte, als friedliche Gesellschaften, in denen Frauen eine zentrale Rolle einnahmen, plötzlich von gewalttätigen, plündernden Männern gestürzt wurden, die eine unaufhaltsame Gier nach Macht und sexueller Kontrolle hatten. Patriarchalische Götter ersetzten sanfte, umsorgende Muttergöttinnen.

»Mit anderen Worten«, warnte die französische Soziologin Christine Delphy vor diesen rein spekulativen Geschichtserzählungen, »wird die Kultur unserer tatsächlichen Gesellschaft auf die ›Natur‹ einer hypothetischen Gesellschaft zurückgeführt«.

Auch die US-amerikanische Anthropologin Michelle Rosaldo war skeptisch. »Wir sind einer begrifflichen Tradition zum Opfer gefallen, die ein ›Wesen‹ in den natürlichen Merkmalen entdeckt, die uns von Männern unterscheiden, und daraus das gegenwärtige Los der Frauen ableitet«, schrieb sie 1980. Aufgrund ihrer anthropologischen Beobachtungen von Gesellschaften auf der ganzen Welt war Rosaldo der Meinung, dass die männliche Vorherrschaft tatsächlich weitverbreitet sei. Aber sie erkannte auch, dass sie sich auf so unterschiedliche Weise manifestierte, dass die Suche nach einer weltweit gemeinsamen Erfahrung oder Ursache dafür zum Scheitern verurteilt war.

»Wir täten gut daran, biologisches Geschlecht wie biologische *race* zu betrachten«, schlug sie vor, »als Ausrede und nicht als Ursache für den Sexismus, den wir beobachten«.

* * *

Es sind die Ausnahmen von der Regel, die unsere Annahmen wirklich auf die Probe stellen. Wer wir sind, entdecken wir nicht in den großen, vereinfachten Darstellungen der Geschichte, sondern an den Rändern, wo die Menschen anders leben, als wir es vielleicht erwarten. Beweise

aus vielen verschiedenen Kulturen zeigen, dass das, was wir uns als feste biologische Regeln oder schnurgerade Lebensläufe vorstellen, meist alles andere als das sind. Unsere Spezies weist enorm unterschiedliche Lebensentwürfe auf, mit einem bemerkenswerten Spielraum für kulturelle Veränderungen. Wenn wir die Ungleichheit der Geschlechter als etwas betrachten, das uns unwiderruflich eingeschrieben ist, übersehen wir, was sie wirklich ist: etwas Zerbrechliches, das immer wieder neu geschaffen und durchgesetzt werden musste.

Wir gestalten sie auch jetzt noch wieder und wieder neu.

Es scheint wenig überzeugende Beweise für die Existenz matriarchalischer Utopien zu geben, die mit einem Schlag umgestürzt wurden. Ebenso gibt es kaum Belege dafür, dass die Unterdrückung der Frauen im eigenen Zuhause begann. Diese Hinweise finden wir stattdessen in historischen Aufzeichnungen etwa zu der Zeit, als die ersten Staaten und Reiche expandierten und darauf angewiesen waren, ihre Bevölkerung zu vergrößern und Armeen zu unterhalten, um sich zu verteidigen. Aus der Sicht der Eliten, die diese Gesellschaften führten, sollten junge Frauen dazu angeregt werden, so viele Kinder wie möglich zu bekommen. Die Söhne, die sie erzogen, wurden idealerweise willige Krieger. An diesem Punkt kann man die Ausprägung von geschlechtsspezifischen Regeln ausmachen, die das Verhalten und die Freiheit der einzelnen Menschen einschränken. Tugenden wie Loyalität und Ehre wurden in den Dienst dieser grundlegenden Ziele gestellt. Auch Traditionen und Religionen entwickelten sich um diese sozialen Normen herum.

Der gesellschaftliche Druck drang in die einzelnen Haushalte vor und wirkte sich auf die Machtdynamik in Beziehungen aus. In den Teilen der Welt, in denen Bräute ihre Familien verließen, um bei den Familien ihrer Ehemänner zu leben, scheint die Ehe von weitverbreiteten, entmenschlichenden Praktiken wie Gefangennahme und Sklaverei geprägt gewesen zu sein. So wurden Ehefrauen beispielsweise in ihren eigenen Gemeinschaften als Außenseiterinnen behandelt. Ihr Status verbesserte sich oft erst, wenn sie älter wurden und Kinder

bekamen. Die Unterdrückung der Frauen begann vielleicht nicht im Heim, aber sie endete dort.

Überbleibsel aus der Vergangenheit lassen vermuten, dass die entstehenden und von Männern dominierten Weltsichten und Institutionen kein einheitliches System gebildet haben können, in dem alle Männer gleichzeitig Macht über alle Frauen ausübten, sondern dass Unterschiede herrschten, je nach den örtlichen Gegebenheiten. Patriarchalische Macht konnte von jeder Person in der Gesellschaft auf vielfältige Weise ausgeübt werden. Aber zu jeder Zeit wehrten sich die Menschen dagegen. Es gab immer Widerstand und Notlösungen. Die Veränderungen, die wir über die Jahre beobachten, vollziehen sich allmählich und unbeständig und schleichen sich oft über Generationen hinweg in das Leben der Menschen ein, bis eine Welt ohne sie nicht mehr vorstellbar ist. Schließlich funktioniert gesellschaftlicher Wandel in der Regel so: durch die Normalisierung dessen, was vorher undenkbar gewesen wäre.

Letztlich ist das hier die Geschichte von Einzelpersonen und Gruppen, die darum kämpfen, die wertvollste Ressource der Welt zu kontrollieren: andere Menschen. Wenn sich Formen patriarchalischer Gesellschaft an unterschiedlichen Enden der Welt auf unheimliche Weise ähneln, liegt das nicht daran, dass sich diese Gesellschaften auf magische (oder biologische) Weise gleichzeitig patriarchalisch organisierten oder dass Frauen sich überall plötzlich unterwarfen. Es liegt daran, dass Macht erfinderisch ist. Geschlechtsspezifische Unterdrückung wurde nicht nur innerhalb von Gesellschaften erdacht und verfeinert, sondern auch jahrhundertlang durch Zwangsmissionierung und Kolonialismus absichtlich in andere Gesellschaften exportiert.

Der heimtückischste Teil dieser Masche ist, wie viele unserer Vorstellungen über die menschliche Natur sie geprägt hat. Wenn uns die indische Göttin Kali eins über unsere Vergangenheit erzählt, dann, dass unsere Wahrnehmung der Welt nie aufgehört hat, neue Richtungen einzuschlagen und sich zu wandeln. Die Machthabenden haben sich verzweifelt bemüht, den von ihnen erfundenen geschlechtsspezifischen Normen und Hierarchien die Illusion von Unumstößlichkeit

zu verleihen. Heute sind diese Mythen zu Überzeugungen geworden. Sie leiten unser Leben. Wir wagen nicht zu fragen, ob wir Kali deshalb so radikal finden, weil sie, die alle Regeln der Weiblichkeit bricht, aus einer Zeit stammt, in der diese Regeln anders waren.

Nachdem wir jahrhundertlang in den Gesellschaften gelebt haben, die wir geschaffen haben, geben wir dem, was wir sehen, einen einzigen Namen: »Patriarchat«. Aus unserem Blickwinkel erscheint es fast wie eine Verschwörung, als wäre es von Anfang an klug geplant gewesen – obwohl es in Wahrheit immer ein langsamer, betrügerischer Prozess war. Wir können das an den Patriarchen sehen, die auch heute noch versuchen, ihre Tentakel nach unseren Leben auszustrecken, an der Rückkehr der Taliban in Afghanistan, der Einschränkung geschlechtsspezifischer Freiheiten in Russland und Osteuropa sowie der Abschaffung des Abtreibungsrechts in den USA. Doch dies ist keine abgeschlossene Ursprungsgeschichte, mit der wir nichts mehr zu tun haben. Es ist eine, an der wir aktiv mitschreiben.

Für dieses Buch habe ich jahrelang recherchiert und bin ebenso lange gereist. Die größte Herausforderung bestand darin, die Unmengen an vermeintlichen Fakten zu entwirren, die sich als objektives Wissen tarnen und dann als Vermutungen herausstellen. Je weiter man in der Frühgeschichte zurückgeht, desto zweideutiger werden die Beweise. Mythen und Sagen vermischen sich mit Tatsachen, bis es fast unmöglich ist, sie auseinanderzuhalten. Ich habe die frühesten Anzeichen männlicher Vorherrschaft, die sozialen und ideologischen Wurzeln von geschlechtsspezifischer Unterdrückung, so deutlich es ging offengelegt und habe ihr langsames Wachstum bis in unsere Zeit verfolgt. Die von mir vorgelegte Darstellung ist natürlich weder vollkommen noch vollständig. Auch wenn wir Täuschungsmanöver erkennen, schränken unsere eigenen Erfahrungen und Überzeugungen unser Sichtfeld ein. All unsere Bemühungen, die Ursprünge des Patriarchats zu finden, sagen vielleicht weniger über die Vergangenheit als über die Gegenwart aus.

Aber vielleicht ist es ohnehin die Gegenwart, die wir verstehen wollen.

KAPITEL 1

Herrschaft

»Aber gab es denn jemals eine Herrschaft,
welche denen, die im Besitz derselben waren,
nicht natürlich erschien?«

John Stuart Mill und Harriet Taylor Mill
in *Die Unterwerfung der Frauen*, 1869

Stellen Sie sich vor, Sie erschaffen die Welt von Grund auf neu.

Genau das ist die Prämisse des milliarden schweren Hollywood-Franchise *Planet der Affen*. In der dystopischen Geschichte, die auf dem Werk des französischen Schriftstellers und ehemaligen Geheimagenten Pierre Boulle aus dem Jahr 1963 beruht, wird die nichts ahnende Menschheit von einem Kollektiv von Schimpansen, Gorillas und Orang-Utans verdrängt, die daraufhin ihre eigene Zivilisation aufbauen, ihre eigenen politischen und sozialen Institutionen schaffen und von nun an die neuen mächtigsten Lebewesen der Erde darstellen. Mit einem Schlag sind wir die unterlegene Spezies. Eine grundlegendere Revolution kann es gar nicht geben.

Die Filme sind bewusst provokativ, angefangen mit dem Original aus dem Jahr 1968 mit Charlton Heston in der Hauptrolle und gefolgt von Fortsetzungen und Remakes bis 2017. Dass die Filme auch eine Erzählung über Krieg, Tierrechte und die Zerbrechlichkeit des menschlichen Glaubens an die eigene Außergewöhnlichkeit beinhalten, kann man kaum übersehen. Der offensichtliche rassistische Unterton mit Anklängen an die US-amerikanische Bürgerrechtsbewegung wurde von Kritiker:innen als Angriff empfunden. Ein weiterer Aspekt von *Planet der Affen* bleibt oft unbemerkt: Ob Mensch oder Affe, Männer stehen fast immer im Mittelpunkt des Geschehens.

Der Originalfilm hatte eine starke weibliche Figur. Doch in dem Film von 2014 ist Cornelia, die sichtbarste Schimpansin und Frau des Affenprotagonisten Caesar, nur ein paar Minuten auf der Leinwand zu sehen. Darüber hinaus ist sie ein lebendiges genderspezifisches Rollenklischee. Unmittelbar nach der Revolution verwandelt sie sich in eine verletzlich wirkende fürsorgliche Mutter und Partnerin mit Perlen schmuck im Haar und einem Säugling im Arm.

Der Reiz von Science-Fiction sollte darin liegen, dass sie mit Konventionen brechen darf. Dieses Genre hält das radikale Versprechen, dass es uns helfen kann, gegen die Welt anzukämpfen, in der wir leben. Die verstorbene Ursula K. Le Guin schrieb einmal, dass ihre und viele der von ihr bewunderten spekulativen Romane »eine ausgedachte, aber überzeugende alternative Realität bieten, die meinen Geist und den Geist der Leser:innen aus der faulen, ängstlichen Denkgewohnheit befreit, dass die Art, wie wir jetzt leben, die einzige Art ist, wie Menschen leben können.«

Aber unsere Fantasie scheint ihre Grenzen zu haben. Wir können nicht anders, als in fiktionalen Situationen nach vertrauten Denkmustern zu suchen. Vielleicht verliehen die Filmemacher:innen von *Planet der Affen* den anderen Primaten deshalb einen Hauch mehr Menschlichkeit, als sie sie im wirklichen Leben aufweisen. Schimpansen sind im Stammbaum der Evolution gar nicht so weit von uns entfernt, und bei näherer Betrachtung, können wir uns sogar vorstellen, dass sie uns überwältigen könnten. Wir erkennen uns in ihnen wieder – eine Spezies, die auf dem Weg zu globaler Dominanz ist.

Wie sieht also die Gesellschaft in dieser schönen neuen Welt aus, in der alles von vorne beginnt? Seltsamerweise unterscheidet sie sich wenig von unserer aktuellen. Wir lassen uns zwar auf die Möglichkeit eines von Schimpansen angeführten Aufstandes ein, stellen jedoch nicht infrage, warum in diesen Filmen immer noch die Männchen das Sagen haben. Wir fragen nicht, warum eine andere Spezies automatisch heterosexuelle Heiratsgewohnheiten annimmt und die Weibchen schnell hinter dem heimischen Herd verschwinden. Irgend-

wie hat sich die Kultur der Affen in ein weiteres Patriarchat verwandelt.

Um einen anderen Weg zu finden, denken wir – wenn wir überhaupt darüber nachdenken –, bräuchte es einen eigenen Science-Fiction-Plot. Das würde eine weitere Revolution erfordern.

Ich hatte den Zoo von San Diego in Kalifornien gerade noch rechtzeitig erreicht, um die Folgen des Angriffs zu sehen.

Als ich in das Gehege blickte, überkam mich Mitleid mit dem Affen, der sich eine Wunde an der Hand zugezogen hatte. Er kauerte mit dem Rücken zur Gruppe und sah für mich ängstlich oder beschämt aus. Amy Parish, eine Primatologin von der University of Southern California, die hier schon so lange Bonobo-Affen studierte, dass die Tiere sie wiedererkannten, erklärte mir, dass männliche Bonobos Schutz und Status von ihren Müttern erhielten. Ohne seine Mutter in der Nähe war dieser Bonobo sofort Opfer eines gewalttätigen Angriffs durch ein älteres Weibchen geworden.

In den fünf Jahren, seit ich Parish an jenem Tag im Zoo traf, hat ihre Arbeit mit Bonobos den wissenschaftlichen Konsens, dass die weibliche Dominanz bei dieser Spezies die Norm ist, nur noch verstärkt. Bonobo-Weibchen sind dafür bekannt, dass sie Männchen jagen und angreifen. Und das ist für die menschliche Geschichte von Bedeutung, denn Bonobos kommen uns evolutionär gesehen mindestens genauso nahe wie Schimpansen und sind somit einer unserer beiden nächsten genetischen Verwandten im Tierreich. Der Primatenexperte und Professor für Psychologie an der Emory University Frans de Waal bestätigt, dass niemals eine Bonobo-Kolonie beobachtet worden sei, die von einem Männchen angeführt wurde, weder in Gefangenschaft noch in freier Wildbahn. »Früher, vor etwa zwanzig Jahren, gab es ein paar Zweifel daran«, erzählt er mir, aber »heute geht man nicht mehr davon aus. [...]

Wir gehen jetzt davon aus, dass die Weibchen dominant sind.«

Männliche Dominanz ist im Tierreich durchaus üblich. Zum Beispiel bei Schimpansen. »Die meisten Menschen halten das Patriarchat für eine Selbstverständlichkeit«, sagt mir Amy Parish. Aber das sei nicht immer so. Je mehr Forscher ins Detail gingen, desto mehr Unterschiede fänden sie. Nicht nur Bonobos, sondern auch Orcas, Löwen, Tüpfelhyänen, Lemuren und Elefanten werden von Weibchen geführt.

Wenn wir verstehen wollten, wie Dominanz funktioniert, »können wir so viel von Bonobos lernen«, fügt Parish hinzu. Bei dieser Spezies hat Dominanz zum Beispiel nichts mit der Größe zu tun. Bonoboweibchen sind im Durchschnitt etwas kleiner als die Männchen, ebenso wie Schimpansenweibchen. Doch im Gegensatz zu Schimpansinnen bauen Bonoboweibchen enge soziale Bindungen zueinander auf, auch wenn sie nicht miteinander verwandt sind. Sie festigen diese Beziehungen und bauen Spannungen ab, indem sie ihre Genitalien aneinanderreiben. Diese engen sozialen Netzwerke schaffen Macht und verhindern, dass einzelne Männchen die Gruppe dominieren können.

»Wir haben diese Vorstellung, dass männliche Wesen von Natur aus dominanter sind als weibliche und dass sie bessere Anführer sind. Und ich glaube, dass diese Vorstellung einfach nicht stimmt«, so de Waal weiter. Davon abgesehen gebe es keine stichhaltigen Beweise dafür. Doch de Waal und Parish mussten feststellen, dass es länger als nötig dauerte, andere davon zu überzeugen. »Es ist für Männer sehr schwer zu akzeptieren, dass Frauen das Sagen haben«, sagt de Waal. Wenn in den *Planet der Affen*-Filmen Tatsachen übersehen wurden, könnte den sexistischen Klischees die Schuld daran gegeben werden, die seit Generationen die Verhaltensforschung von Tieren lähmen.

»Für mich als Mann ist es interessant, über Gender [sic] und Bonobos zu schreiben, denn wenn eine Frau die Dinge schreiben würde, die ich über Bonobos schreibe, würde man sie in der Wissenschaft wahrscheinlich nicht ernst nehmen«, fügt er hinzu. Selbst andere Prima-

tolog:innen akzeptieren nur zögerlich, dass manche Spezies eindeutig von Weibchen dominiert werden. Einmal, als er in Deutschland einen Vortrag über die Macht der Bonobo-Alphaweibchen hielt, »stand am Ende der Diskussion ein deutscher Professor, ein älterer Mann, auf und fragte: ›Was stimmt nicht mit diesen Männchen?‹ Er war offensichtlich der Meinung, dass sie dominant sein sollten.«

Aber es geht um mehr als Sexismus. Wenn wir andere Spezies beobachten, suchen wir das, was wir an uns selbst beobachten. Wenn Menschen patriarchalische Gesellschaften bilden, wie kann es dann bei unseren nächsten Primatenverwandten, von denen wir annehmen, dass sie unsere Urvergangenheit repräsentieren, anders sein? Was sagt das über die evolutionären Wurzeln von männlicher Vorherrschaft aus?

Fünf Jahre nach dem Kinostart des ersten *Planet der Affen*-Films 1968 veröffentlichte der Soziologieprofessor Steven Goldberg der City University of New York ein Buch, in dem er argumentierte, dass die grundlegenden biologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen so tiefgreifend seien, dass sich in jeder menschlichen Gesellschaft letztendlich ein patriarchalisches System durchsetzen würde. In *The Inevitability of Patriarchy* (zu Deutsch etwa: Die Unvermeidbarkeit des Patriarchats) behauptete er, dass Männer – die seiner Ansicht nach von Natur aus mächtiger und aggressiver seien – immer das größere Stück des Kuchens abbekommen würden, egal wie man ihn aufteilen würde.

Goldberg schrieb, er schätze wissenschaftliche Wahrheiten und harte biologische Fakten über alles. Aber seine Argumentation beruhte darauf, wie andere Menschen ihren eigenen Status empfanden. »Männliche Dominanz bezieht sich auf das *Gefühl* [seine Hervorhebung] von sowohl Männern als auch Frauen, dass der Wille der Frau dem des Mannes irgendwie untergeordnet ist«, erklärte er. »Jede Gesellschaft akzeptiert die Existenz dieser Gefühle und passt sich ihnen an, indem sie ihre Kinder entsprechend sozialisiert, denn jede Gesellschaft muss das tun.« Goldberg hätte dieses Verhalten als eine sich

selbst erfüllende Prophezeiung interpretieren können, als eine Kultur, die unser Verhalten über Generationen hinweg beeinflusst. Stattdessen sah er es als einen biologischen Instinkt an, als das Verhalten, das die Natur uns vorschreibt.

So schnell seine Erklärung aus heutiger Sicht von der Hand zu weisen sein scheint, gibt es doch große Ähnlichkeiten zwischen Goldbergs Schlussfolgerung und den Schriften von Wissenschaftler:innen und Philosoph:innen der letzten Jahrhunderte. Der Naturforscher Charles Darwin etwa war der Meinung, dass »der Mann der Frau letztendlich überlegen ist«, und zwar als Ergebnis der Evolution. Der Biologe Edward O. Wilson schrieb 1975, dass es zu den grundlegenden menschlichen Verhaltensweisen gehöre, dass erwachsene Männer »über Frauen herrschen«. Dieser Glaube taucht immer wieder in der Populärkultur auf. In einer Folge der Science-Fiction-Serie *Raumschiff Enterprise: Das nächste Jahrhundert* aus dem Jahr 1988 beamt sich die Besatzung auf einen Planeten, der von Frauen regiert wird, die Männer als Untergebene behandeln. Warum Frauen auf diesem rätselhaften Planeten über Männer herrschen, wird für die Zuschauer:innen durch ein einfaches visuelles Zeichen gelöst: Die Männer dieser Welt sind auffallend kleiner und zarter als die Frauen. Natürlich haben die Frauen das Sagen, weil sie größer sind!

Von den Bonobos wissen wir allerdings, dass durchschnittliche körperliche Größen- oder Kraftunterschiede zwischen den Geschlechtern nicht zwangsläufig zu einem starken Machtungleichgewicht auf der Gesellschaftsebene als Ganzes führen müssen. Aus physischer Überlegenheit folgt keine biologische Regel.

Warum gehen wir dann routinemäßig davon aus, dass es eine geben muss? Selbst Feminist:innen, so die Soziologin Christine Delphy, haben die Stellung der Frau anhand biologischer Argumente erklärt. Sie sehen die Wurzeln des Patriarchats in einer natürlichen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern oder in einem überwältigenden männlichen Instinkt, weibliche Sexualität zu kontrollieren. »Der Naturalismus ist im antifeministischen Denken zwar noch offensichtlicher«,

schreibt Delphy, »aber er ist auch im Feminismus in hohem Maße vorhanden.«

Steven Goldberg wurde schließlich zum Vorsitzenden der soziologischen Fakultät an der City University of New York ernannt. Als ich fast fünf Jahrzehnte nach der Veröffentlichung von *The Inevitability of Patriarchy* mit ihm spreche, scheint sein Glaube an seine Theorie ungebrochen. Goldberg bekräftigt, dass er politisch nicht an dem Thema interessiert war, als er vor all den Jahren anfang, es zu erforschen. Er versuchte nur, einer neutralen Beobachtung einen Sinn zu geben.

»Im Grunde ist es Neugier ... das ist meine eigentliche Motivation«, erzählt er mir am Telefon von seinem Haus in New York aus. »Bei meiner soziologischen Forschung beunruhigte mich, wie schwammig vieles davon war. Und als ich auf die Tatsache stieß, dass alle Gesellschaften patriarchalisch sind, hat mich das fasziniert.«

Im Mittelpunkt seiner Argumentation stand eine einzige Tatsache: 1973, als er sein Buch veröffentlichte, wurden viele der mächtigsten Länder der Welt, darunter die USA, China und die Sowjetunion, von Männern regiert. Man hätte dagegenhalten können, dass Indira Gandhi Premierministerin von Indien war und Golda Meir Ministerpräsidentin von Israel. Goldberg wusste damals außerdem nicht, dass Margaret Thatcher 1979 Regierungschefin von Großbritannien und Nordirland werden würde. Doch er formulierte eine tatsächliche unbequeme Wahrheit: Es schien ein hartnäckiges Festhalten an männlicher Autorität zu geben. Selbst in den Staaten, die von Frauen regiert wurden, waren die meisten Politiker:innen unter ihnen Männer. Thatcher war ein Paradebeispiel dafür: Sie wählte in den elf Jahren, die sie an der Macht war, nur eine einzige Frau für ihr Kabinett aus.

»Das Patriarchat ist universell«, erklärt mir Goldberg. »Die Tatsache, dass jede Gesellschaft so organisiert ist, deutet für mich stark auf ein biologisches Element hin, und bis zu einem gewissen Grad scheint es unvermeidlich zu sein.«

In einer damaligen Buchbesprechung für die Zeitschrift *American Anthropologist* zeigte sich Eleanor Leacock, die den Lehrstuhl für Anthropologie am City College of New York innehatte, verärgert über das Fehlen einer wissenschaftlichen Verbindung zwischen Goldbergs Theorie und etwas Messbarem in unserem Körper. Seine Antwort auf männliche Herrschaft war ein frustrierender Zirkelschluss. Es sei natürlich, dass sie existiere, und sie existiere, weil sie natürlich sei. »Wenn ich den Sinn dazu hätte, würde ich eher eine Parodie als eine direkte Kritik schreiben«, schrieb sie. »Aber vielleicht ist Goldbergs Theorie selbst schon Parodie genug.«

Als sein Buch erschien, bestätigten die Daten über Frauen in Führungspositionen Goldbergs These. In den vergangenen Jahrzehnten haben sich die Zahlen jedoch in die andere Richtung entwickelt. 1960 wurde die weltweit erste Frau in Sri Lanka zur Premierministerin gewählt. Sirimavo Bandaranaike regierte für drei separate Amtszeiten. Nach 1960 stieg der Anteil der Staaten, in denen das höchste Amt der Exekutive von einer Frau bekleidet wurde, fast unaufhörlich, und liegt heute bei etwa siebzehn Prozent. Anfang 2020 bestanden nach Angaben der Vereinten Nationen die Regierungen von vierzehn Ländern mindestens zur Hälfte aus Ministerinnen: Spanien, Finnland, Nicaragua, Kolumbien, Österreich, Peru, Schweden, Ruanda, Albanien, Frankreich, Andorra, Kanada, Costa Rica und Guinea-Bissau.

»Die Wissenschaft spricht nur von dem, was ist, und dem, was im Rahmen der mathematischen Wahrscheinlichkeit sein muss«, schrieb Goldberg 1973 in der festen Überzeugung, dass die Datenlage zu seinen Gunsten ausfallen würde. Angesichts eines fünfzigjährigen gesellschaftlichen Wandels, der sich größtenteils in die Gegenrichtung vollzog, »entfernt man sich langsam von der These meines Buchs«, räumt er ein. »Wenn man eine Theorie formuliert, muss man immer darauf gefasst sein falschzuliegen.« Aber er glaubt trotzdem, dass er auf lange Sicht recht behalten wird. »Ich glaube, die Situation ist jetzt etwas unübersichtlicher«, sagt er. »Wenn die Situation noch dieselbe wäre wie

vor hundert Jahren, wäre meine Theorie stärker, aber ich glaube, sie ist immer noch stark.«

Er lässt mich mit einer Vorhersage zurück: »Wir werden nie an den Punkt gelangen, an dem das Patriarchat aus allen Gesellschaften verschwunden ist.« Für ihn ist männliche Vorherrschaft eine biologische Bewegung, die durch kulturellen Druck nur bis zu einem gewissen Grad aufgehalten werden kann. Die Gleichstellung der Geschlechter muss gegen unsere natürlichen Instinkte erkämpft werden.

Goldbergs Argument fällt also wieder auf seinen persönlichen Eindruck zurück. Er folgert, dass weibliche Macht etwas Neues sei, ein moderner Eingriff in eine universelle, zeitlose Ordnung. Menschliches Leben sei schon immer patriarchalen Regeln unterworfen gewesen. Aber es fehlen immer noch tatsächliche Beweise. Welche Bestätigung haben wir dafür, dass das Leben schon immer so war? Wenn das Patriarchat universell und zeitlos wäre, müssten wir zumindest einige der patriarchalischen Muster, die wir beim Menschen sehen, auch bei anderen Spezies finden, insbesondere bei denen, die uns evolutionär am nächsten stehen.

Der Primatenforscher Frans de Waal erklärt jedoch, dass sich Tierforscher, wenn sie von männlicher Dominanz sprechen, fast immer auf Männchen beziehen, die ihre Dominanz übereinander zu behaupten versuchen – nicht über Weibchen. »Auch unter Schimpansen, wo die Männchen dominieren, gibt es weibliche Anführer«, sagt er.

Sexuelle Nötigung von Weibchen komme zwar vor, aber wie heftig und in welchem Ausmaß sei von Art zu Art sehr unterschiedlich. Und beim Machtkampf unter Männchen gäben Größe und Aggressivität nicht unbedingt den Ausschlag. Das Alphamännchen gewinne nicht immer, indem es andere unterwerfe, sondern indem es strategische Netzwerke mit Verbündeten aufbaue. Primaten würden nicht gerne von Tyrannen beherrscht oder ungerecht behandelt. Einige der wichtigsten Eigenschaften, die mit Dominanz verbunden seien, sind Freundlichkeit, Kontaktfreudigkeit und Kooperationsfähigkeit. Selbst der kleinste Schimpanse könne zum Alphetier werden, wenn er in der

Lage sei, Vertrauen und Loyalität zu gewinnen, fügt de Waal hinzu. Konfliktbewältigungsstrategien zur Friedenswahrung könne man laut der Biologin Amy Morris-Drake von der Universität Bristol auch bei Raben und Haushunden beobachten. Morris-Drake gehörte zu einem Team, das 2021 zeigte, dass Zwergmangusten sich merken, wer aus ihrer Gruppe Streit mit anderen anfing, und diesen Individuen später die kalte Schulter zeigten.

Zu bestimmen, welches Verhalten von Tieren »natürlich« ist und welches nicht, ist nicht immer einfach. Im Jahr 2010 beobachteten Forscher:innen des Max-Planck-Instituts, wie eine Schimpansin in einem Schimpansenwaisenhaus in Sambia ohne ersichtlichen Grund einen Grashalm in ihr Ohr steckte. Andere Schimpansen taten es ihr bald gleich und setzten den Trend auch nach ihrem Tod fort. Wissenschaftler:innen bezeichneten dies als eine »Tradition«. Das warf ein Dilemma auf: Wenn andere Primaten Traditionen oder soziale Bräuche entwickeln können, wie wollen wir dann bei einer so kulturell komplexen Spezies wie unserer eigenen eine unveränderliche, sich nie verändernde Natur erkennen? De Waal erzählt mir, dass einige Schimpansengemeinschaften in Westafrika im Vergleich zu denen in Ostafrika einen größeren Zusammenhalt aufweisen. In diesen Gesellschaften spielen die Weibchen eine größere Rolle. Er glaubt, dass der Unterschied auch hier teilweise kulturell bedingt sein könnte.

»Ich denke, wenn jemand sagt, dass das Patriarchat für die menschliche Spezies quasi natürlich ist, dass männliche Dominanz und männliche Gewalt natürlich sind, übertreibt diese Person völlig«, sagt er. »Ich denke nicht, dass das unbedingt der natürliche Zustand unserer Spezies ist.«

Im Vergleich zu anderen Primaten erscheint die »patriarchalische« menschliche Familie mit dem Vater an der Spitze in der Tat recht selten. In einer Sonderausgabe einer Zeitschrift der Royal Society aus dem Jahr 2019 stellte die Anthropologin Melissa Emery Thompson von der University of New Mexico fest, dass »keine Primatenart einen direkten Vergleich zum Menschen bietet«. Im Gegenteil: Laut ihrer

Forschung seien die Verwandtschaftsbeziehungen bei anderen Primaten durchweg über die Mütter und nicht über die Väter organisiert. Das bedeutet vielleicht gar nichts. Es könnte durchaus sein, dass der Mensch einfach anders ist. Aber es war ein so hartnäckiges Merkmal, dass Thompson sich fragte, ob Wissenschaftler:innen, die Menschen studiert hatten, die Bedeutung der mütterlichen Beziehung über Generationen hinweg unterschätzt haben könnten. Die Expert:innen waren sich so sicher, dass das menschliche Patriarchat durch die Biologie erklärt werden kann, dass sie blind für die Möglichkeit geworden waren, dass Mütter ebenso Macht ausüben können wie Väter.

An einem Monsunmorgen im Juli 1968 reiste Robin Jeffrey mit dem Bus durch den indischen Bundesstaat Kerala. Der Forscher, der sich heute mit der modernen Geschichte und Politik Indiens befasst, arbeitete damals als Lehrer im Punjab im Norden des Landes. Das Klima in Kerala ist eher feucht, und nach einer Weile wurde es schwül im Bus. Also öffnete er an der nächsten Haltestelle die Plane an seinem Fenster, um etwas Luft hereinzulassen. Ein paar Meter weiter bemerkte er eine alte, weiß gekleidete Frau, die sorglos auf ihrer Veranda saß.

Sie blickte aufmerksam durch ihre dicken Brillengläser. Erst dann bemerkte Jeffrey die Zeitung in ihrem Schoß.

Dieser Moment war für ihn so bemerkenswert, dass er ihn nie vergessen hat. »Er hat sich in mein Gedächtnis eingebrannt«, erzählt er mir. Für Jeffrey war es ungewöhnlich, jemanden in der Öffentlichkeit eine Zeitung in der Landessprache lesen zu sehen, zumindest im Punjab. Wie in weiten Teilen der Welt war zu dieser Zeit auch in Indien die Alphabetisierungsrate niedrig, erst recht bei den Frauen. Es war selten, dass eine Person überhaupt eine Lesebrille besaß. Und doch saß da diese Frau, die in aller Ruhe ihre Zeitung las. »Es ist eines dieser lebhaften Bilder, die einem ins Auge springen, weil sie so gar nicht dem entsprechen, was man erwartet.«

Die Alphabetisierungsrate bei Erwachsenen liegt heute bei etwa drei Vierteln der Bevölkerung, aber in den meisten Bundesstaaten besteht nach wie vor ein ausgeprägtes Gefälle zwischen den Geschlechtern. In Kerala jedoch ist die Alphabetisierungsrate unter Frauen seit Beginn dieser Erhebungen etwa gleich hoch wie unter Männern. Derzeit liegt sie bei über fünfundneunzig Prozent. Der an der fruchtbaren Südwestküste Indiens gelegene Bundesstaat ist dafür bekannt, dass Frauen dort allein reisen und relativ sicher und unbehelligt durch die Straßen gehen können. Das ist keine Nebensache. In meinem ersten Job bei einem indischen Nachrichtenmagazin in der geschäftigen, staubigen Hauptstadt Delhi lernte ich schnell, dass man nach Einbruch der Dunkelheit nicht ohne einen Freund oder Verwandten unterwegs sein sollte. Eine misogynen Geringschätzung von Frauen und Mädchen, die an Verachtung grenzt, wurde nur von der eisernen Widerstandsfähigkeit übertroffen, die wir uns aneignen mussten. Kerala hingegen erschien wie ein Märchenland, ein Ort, an dem die Geschlechterrollen vertauscht waren, an dem Frauen schon immer geherrscht hatten und an dem Töchter höher geschätzt wurden als Söhne.

Auch heute wird Kerala von Außenstehenden oft als Matriarchat bezeichnet. In Wirklichkeit gibt es dort genauso wie anderswo Frauenfeindlichkeit und Missbrauch, und absolut nicht alle Macht ist in weiblichen Händen, schon gar nicht in den Händen von Frauen der unteren Kasten. Aber manche der Legenden sind trotzdem wahr. Zumindest ein Teil der Gleichstellungsbilanz von Kerala kann den alten Nayar zugeschrieben werden, einer mächtigen Kaste von Kriegerern und Fürsten, die einst Teile dieser Region beherrschten und sich matrilinear organisierten. Das bedeutet, dass bei ihnen die Abstammungslinie über die Mütter ging und nicht über die Väter.

Matrilinere Gesellschaften werden oft als Ausnahmen behandelt, doch es gibt sie im gesamten asiatischen Raum, in Teilen Nord- und Südamerikas und in einem breiten »matrilinearen Gürtel«, der sich quer durch die Mitte von Afrika zieht. Nur in Europa sind sie unge-

wöhnlich. Matrilinearität oder »Mutterfolge« garantiert nicht, dass Frauen besser behandelt werden oder dass Männer keine Macht- und Autoritätspositionen innehaben, aber sie trägt dazu bei, wie eine Gesellschaft über die Geschlechter denkt. Ganz grundlegend vermittelt sie Kindern die Bedeutung ihrer Vorfahrinnen und dass Mädchen einen wichtigen Platz in ihren Familien einnehmen. Die Mutterfolge kann den Status einer Frau bestimmen und festlegen, wie viel Reichtum und Eigentum sie eines Tages erben wird. Im Jahr 2020 veröffentlichte die Wirtschaftswissenschaftlerin Sara Lowes von der University of California in San Diego eine Umfrage unter mehr als sechshundert Menschen, die in Kananga in der Demokratischen Republik Kongo lebten, das im afrikanischen »matrilinearen Gürtel« liegt. Lowes verglich ihre Antworten mit unabhängigen demografischen und gesundheitlichen Erhebungen im ganzen Land. Sie fand heraus, dass »Frauen, die matrilinear leben, über eine größere Selbstständigkeit bei der Entscheidungsfindung berichten, häusliche Gewalt weniger unterstützen und vor allem weniger häusliche Gewalt erleben.«

Lowes fand auch heraus, dass die Kinder matrilinearere Frauen im vorhergehenden Monat seltener krank waren und im Durchschnitt über fast ein halbes Jahr mehr Bildung verfügten.

Forscher:innen schätzen, dass etwa 70 Prozent der Gesellschaften weltweit patrilocale sind, was bedeutet, dass Menschen in der Regel bei den Familien ihrer Väter leben. Die Matrilocalität, bei der Menschen ihr ganzes Leben lang bei den Familien ihrer Mütter oder in deren Nähe leben, geht häufig mit der Mutterfolge einher. Einige dieser matrilocalen Gesellschaften sind vermutlich Tausende von Jahren alt. 2009 wiesen Biolog:innen und Anthropolog:innen in der Fachzeitschrift *Proceedings of the Royal Society B* anhand von genetischen Beweisen in Verbindung mit kulturellen Daten und Stammbäumen nach, dass matrilocale Gemeinschaften beispielsweise im Pazifik bis zu fünf Jahrtausende alt sein könnten. Die Lebensgewohnheiten haben sich seither zwar verändert, aber Mutterfolge und Matrilocalität sind ihnen immer noch eingeschrieben.

In seinen 1991 erschienenen Memoiren in der Landessprache Malayalam, die später unter dem Titel *The Village Before Time* (zu Deutsch etwa: Das Dorf vor der Zeit) ins Englische übersetzt wurden und nicht in deutscher Sprache vorliegen, zeichnet der Journalist Madhavan Kutty ein intimes Porträt des Alltagslebens in seinem matrilinearen Elternhaus in Kerala. Statt kleiner Kernfamilien, die sich nach der Heirat aufspalteten, lebten die Nayar in großen *Tharavadus* zusammen, Haushalten mit unter Umständen Dutzenden von Familienmitgliedern, die eine gemeinsame ältere weibliche Vorfahrin hatten. Schwestern und Brüder blieben ihr ganzes Leben lang unter einem Dach wohnen. Eine Frau durfte mehr als einen Sexualpartner haben, von denen keiner mit ihr zusammenleben musste. Von den Vätern wurde nicht erwartet, dass sie eine große Rolle bei der Erziehung ihrer eigenen Kinder spielten, sondern dass sie stattdessen bei der Erziehung der Kinder ihrer Schwestern halfen. Kutty, der in ein großes *Tharavadu* hineingeboren wurde, erzählt, dass in seinem Stammbaum nur die Kinder der Töchter aufgeführt waren.

Kuttys Großmutter, Karthiyayani Amma, wurde schließlich das Oberhaupt des Haushalts. Gemäß den örtlichen Gepflogenheiten bedeckte sie nie ihre Brüste. »Ein tiefer, unbewusster Reichtum an Geschichte befand sich in ihr«, schreibt er. »Diese Matriarchin unserer Großfamilie, eine Persönlichkeit von großer Stärke und großem Verständnis, war zutiefst besorgt um die Freiheit der Frauen.«

Die Gemeinschaft, in der Kutty aufwuchs, war weder klein noch unbedeutend. Die Nayar genossen ein hohes Ansehen in einem Land, in dem sozialer Status ohnehin sehr wichtig ist. Der in Kerala geborene Autor Manu Pillai hat die Geschichte des Königreichs Travancore nachgezeichnet, das sich mindestens zweihundert Jahre lang bis Mitte des 20. Jahrhunderts über Teile des südlichen Kerala erstreckte. »Die Nayar-Frauen konnten sich ihr ganzes Leben lang auf die Sicherheit des Hauses verlassen, in dem sie geboren wurden, und waren nicht von ihren Ehemännern abhängig«, schreibt er in seinem Buch *The Ivory Throne* (zu Deutsch etwa: Der Elfenbeinthron). »Witwenschaft

war keine Katastrophe, Witwen waren den Männern praktisch gleichgestellt in Bezug auf ihre sexuellen Rechte und hatten die volle Kontrolle über ihren Körper.«

Für diejenigen, die in dieser Gesellschaft lebten, war das natürlich nichts Besonderes. So sah das Familienleben aus, das seit Generationen gelebt wurde. Aber von dem Moment an, als sie den Nayar in Kerala begegneten, waren europäische Besucher:innen wie gebannt. Nicht nur die Realität faszinierte sie, sondern auch das Potenzial einer scheinbar »normalen« Gesellschaft, die auf den Kopf gestellt schien. Einige waren schockiert, so G. Arunima, eine Wissenschaftlerin für Frauenstudien an der Jawaharlal Nehru University und Direktorin des Kerala Council for Historical Research. Im 17. Jahrhundert fand ein holländischer Reisender, dass es sich um die »lüsternste und unkeuschesten Nation im ganzen Orient« handelte, schreibt sie. Andere wurden inspiriert. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts schrieb James Henry Lawrence, ein junger britischer Romancier und Sohn eines Sklavenbesitzers, einen Roman, der später unter dem Titel *Das Paradies der Liebe* veröffentlicht wurde. Lawrence benutzte Kerala als Beispiel dafür, dass Frauen in Europa eine bessere Ausbildung erhalten sollten, dass sie mehrere Liebhaber haben dürfen und dass die Ehe abgeschafft werden sollte.

Doch wie auch immer sie reagierten, schreibt Arunima, Außenstehende beäugten die Nayar in der Regel wie eine Kuriosität, da ihrer Überzeugung nach die Vaterfolge die normale Lebensweise sei. Matrilineare Gesellschaften wurden als »unzivilisiert« und »unnatürlich« bezeichnet. Ihre Existenz war erklärungsbedürftig.

Noch heute begegnen westliche Wissenschaftler:innen ihnen mit einer Mischung aus Verwirrung und Überraschung. In der neueren anthropologischen Literatur wird die Mutterfolge als ein Zustand beschrieben, der von Natur aus instabil sei. Der Ausdruck »matrilineares Rätsel« wird seit siebzig Jahren von Forscher:innen verwendet, die Gesellschaftssysteme wie das der Nayar in Kerala untersuchen: Warum sollte ein Vater seine Zeit und Energie in die Erziehung seiner Nichten

und Neffen investieren statt in die seiner eigenen Kinder? Warum duldet ein Mann, dass die Autorität über seine eigenen Kinder und deren Mutter bei deren Schwager liegt? Wie konnten Männer dies jahrhundertlang hinnehmen, ohne eine Änderung zu erzwingen?

Als sich Kerala im 19. Jahrhundert veränderte, war dies ironischerweise zum großen Teil auf neugierige und schockierte Außenstehende zurückzuführen. Britische Kolonialist:innen, die die Herrschaft in der Region übernommen hatten, und christliche Missionar:innen zwangen die Bewohner:innen von Kerala, ihre Geschlechterkonventionen den viktorianisch-englischen Normen anzupassen. »Auf der Suche nach einem psychologischen Vorteil gegenüber ihren Untertanen bestätigte die koloniale Ideologie die moralische Überlegenheit der Herrscher auf viele subtile und weniger subtile Arten«, schreibt die indische Historikerin Uma Chakravarti.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts ging die Macht in den *Tharavadus*, die zuvor zwischen den älteren Brüdern und den Frauen der Haushalte geteilt war – immer nach aktuellen Umständen und Seniorität – alleinig und unanfechtbar auf die Brüder über. Gesetzliche Regelungen aus der Kolonialzeit, die matrilineare Gemeinschaften »zivilisieren« sollten, trugen dazu bei, den Status der ältesten Männer in den *Tharavadus* aufzuwerten. Familienstreitigkeiten waren die Folge. In einem Gerichtsfall aus dem Jahr 1855 erklärte ein Richter im damaligen Kalikut (heute: Kozhikode), einer der größten Städte Keralas und damals unter direkter britischer Herrschaft, dass »es in der Tat eine gewaltsame Folgerung wäre, dass ... die Autorität nur bei den Frauen läge.«

Die Frage, wie viel Macht eine Frau von Natur aus besitzen kann, stellte sich bereits, als die Königin von Travancore, Rani Gowri Lakshmi, 1810 ihre Herrschaft antrat. Von dem Moment an, als sie einen Sohn zur Welt brachte, sollte sie ihm den Thron überlassen, erklärt Manu Pillai. Die Königin bekam stattdessen den verwässerten Titel »Regentin«, bis ihr Sohn alt genug wäre, um zu regieren. Doch sosehr die britischen Behörden auch versuchten, ihre Position zu schwächen,

war sie in den Augen der Einheimischen trotzdem die rechtmäßige Monarchin. Laut Pillai übte sie ihre Autorität ungebremst aus. Und das setzte sich auch fort, als ihre Schwester nach ihrem Tod die Regierung übernahm. Die Königin wurde in offiziellen Dokumenten sogar als »Maharadscha« angesprochen, also mit dem Titel, den normalerweise ein indischer König innehat.

Im matrilinearen System, in dem die Geschlechter relativ gleichberechtigt waren, war »das Geschlecht des Monarchen von geringer Bedeutung«, schreibt Pillai. »Die Stellung selbst und die damit verbundene Würde waren von Bedeutung, und wer auch immer die oberste Autorität im Staat und im Königshaus ausübte, galt als Maharadscha.«

Doch im Laufe der Jahrzehnte begann der koloniale Druck auf die Nayar-Familien seine beabsichtigte Wirkung zu zeigen. Junge, gebildete Reformers:innen hatten gelernt, ihre Traditionen durch die Augen anderer als peinlich und rückständig zu betrachten und waren zu gern bereit, mit der Vergangenheit zu brechen. Die monogame Ehe und kleinere Familien wurden langsam zu einer akzeptierten modernen Form des Zusammenlebens. Literatur und Kunst spiegelten die sich wandelnden Ansichten über Frauen und ihren Platz in der Gesellschaft wider. Die kulturelle Skala verschob sich und mit ihr auch die Vorstellungen der Menschen über sich selbst.

* * *